

Wintertage und anderes

Dallago, Carl

Leipzig, [1902]



Wintertage 
 und Anderes
von
Carl Dallago

L. Talley



Wintertage

und Anderes

von

Carl Dallago.



Leipzig
Fermann Dege.

Deutsche Verlagsdruckerei Jeltz Merseburger, Leipzig.

17851.15-10

215/179

Inhalt.



	Seite
Wintertage.	
Ein Idyll aus dem Eisackthale	1—40
Wolfen.	
Studie	41—48
Love.	
Arabeske	49—57
Eine Winternacht im Gebirge	59—68
Ein Herbstabend im Wiener Stadtpark	69—76



Von **Carl Dallago** sind bereits erschienen:

Gedichte, Verlag E. Pierson, Dresden.

brosch. *M* 2.50, gbd. *M* 3.50

Ein Sommer, Liederreigen, Verlag E. Ebering, Berlin.

nur gbd. *M* 2.—

Strömungen, neue Gedichte, Tiroler-Verlag (F. J. Gafner),
Innsbruck.

brosch. *M* 2.—, gbd. *M* 3.—

WINTERTAGE

Ein Idyll aus dem Eifakthale.



I.

— — — All deine Ideale sollen mich nicht irre fähren, wahr zu sein,
und gut und böse, wie die Natur.“ Goethe.



Es war zu Anfang Februar und die Hänge rings standen tief im Schnee. Das Gasthaus lag an der Landstraße erhöht, gleich einer Aussichtswarte, und darüber ergoß sich die Sonne wie weißer Flammenregen. Er hatte sich einen Stuhl vors Haus gestellt und saß nun stille da und träumte mit halbgeschlossenen Lidern. Das viele weiße Sonnenlicht flimmerte ihm vor den Augen, und es trug schon jenen stechenden Schimmer, der uns das Nahen des Frühlings kündigt....

Wie ihm die Ruhe wohlthat, und diese Stille, die sich vom Flußbett herauf sang, die Hänge hinauf bis zum Himmel und wieder hinunter. Die Luft staute sich förmlich vor Wohlwollen und es war ihm, als streichelten ihn liebe Hände. So saß er da wie lauschend, und ab und zu kamen Menschen vorüber, denen mußte er zulächeln, denn sein Herz war lauter Liebe. —

Sie hatte früh morgens von ihm Abschied genommen mit Augen voller Thränen, und sie war so schlank und bleich gewesen wie eine Blume im Nachttau. So schön hatte er sie noch nie gesehen. Wie ihr alles gehörte in ihm, gar alles; er konnte sich nichts mehr vorstellen ohne sie, überall sah er ihr Bildnis und ihm schien es, als zittere der sanftsüße Klang ihrer Stimme beständig durch die Atmosphäre.

Unten rauschte der Fluß, und das Licht rings und die Sehnsucht wiegten ihn in Schlummer. Der Kopf glitt ihm langsam auf die Brust hinab und machte hin und wieder jene zuckende, gleichsam Halt suchende Bewegung, die einer unbequemen, ermüdenden Stellung entspringt. Er kam deshalb auch nicht zu festem Schlafe. Es war eine Art Trunkenheit, die auf ihm lastete, eine Trunkenheit, die dies weiße Licht, diese rauschende Ruhe und die zitternde Sehnsucht über ihn ausgegossen und die alle seine Wünsche in seinem Gehirn als Träume umgehen ließ. — — — Gott, wie das schön war! Das Meer blaute in die Weite und auf den Wogen schaukelte ein silberfarbener Kahn; der war mit Schnüren von blauer Seide an einen Pfahl gebunden. Daran schloß sich ein Garten mit lauter blühenden Bäumen von berauschem Dufte. Eine Villa mit blanken Mauern leuchtete im Glanze der Morgensonne. Der weite Balkon ragte hinaus bis nahe an die Brandung, und da lehnte ein junger Mann mit dunklem Haar und Bart, das Gesicht gebräunt von der Sonne des Südens. Das war er — ja, das war er! Und nebenan sein Lieb,

sein junges Lieb mit dem Goldhaar. Dies umflatterte die schlanke Gestalt wie ein Sternenmantel. Unten sangen die Wellen ihnen zu, und die Sonne strich darüber hin und tauchte unter. Dann trugen die Wellen das Gesicht von Wasserfrauen mit grünen, leuchtenden Augen. Die kamen näher und näher und huldigten ihnen und lobten und priesen die Schönheit des Meeres. Lauter Sonnenglanz lag auf der Landschaft. Da zog er sein Lieb an sich und hob es hoch und trug es hinunter zum Strande. Die Wellen schlugen mächtiger die Planken des schimmernden Bootes. Es klang wie ein Zusammenreden von Freundesstimmen. Er atmete hoch auf. In seinen Augen brannte das Glück in weißer Flamme und er flüsterte: „Hedda!“ Da sah sie zu ihm auf und ein Blick voll tiefer Dankbarkeit traf ihn aus Augen, die blauer glänzten als der Himmel und mächtiger tönnten als das Brausen des Meeres. Und er kniete nieder und nannte sie seine Königin und küßte ihr die Hände und den Saum ihres Kleides. Ihr Haar aber wand er sich um die Finger. Sie lächelte glücklich. Dies brachte ihn fast in Verzückung. Es kam so seltsam über ihn und er unterschied nicht mehr Wasser und Himmel. Alles leuchtete rings, alles floß und zitterte in den lichtesten Tönen. Alles Leid, das er erduldet, alle Thränen, die er geweint, es trug nun dazu bei, sein Glück zu vertiefen. Und er mußte laut aufjubeln — — — — —

Da kam er zu sich. Hinterm Bergkamme war bereits die Sonne verschwunden. Es fror ihn an Händen und

füßen, denn sein Stuhl stand bereits im Schatten. Mechanisch sprang er auf und ging einige Male vorm Hause auf und ab, um sich zu erwärmen. Dann kehrte er in die Stube zurück mit glücklichen Augen

Später hing die Nacht weithin ins Thal. Da lehnte er am offenen Fenster und sah hinaus. Im Hause war es still geworden und hinter den Fenstervorhängen erlosch allmählich der Kerzenschimmer. Die weißen Mauern lagen wie todt unterm kalten Nachthimmel. Seine Augen irrten suchend durch die winterstarre Landschaft. Die Eisak rauschte herauf und der Schnee klirrte spröde in der großen Kälte. Eine eisige Luft strömte ins Zimmer. Im Sternenscheine schimmerte der Bahndamm und wand sich in weitem Bogen um den dunklen Lauf des flusses. Ganz unten abseits flackerte ein Lichtschein. Dort stand der Bahnhof. Dies brachte ihm wieder ihren Abschied in Erinnerung. Seine Augen brannten heller und durch seinen Körper ging ein heimliches Zittern.

Er schloß das Fenster, knöpfte seine Jacke fester und sah lange sinnend vor sich hin.

Der kommende Morgen warf sein Licht auf ein Blatt Papier, darauf stand folgendes Gedicht:

Der Abschied.

Ein Pfiff! Schon hielt im Morgengrau'n
Der Zug, ich preßte deine Hand.
In meinen Augen fühlt ich's than'n,
Dein Antlitz ganz in Thränen stand.

Ich riß mich los und stand im Schnee,
Zum Fenster beugtest du dich vor.
Mir zitterte das Herz vor Weh,
Ich gab dir noch die Hand empor.

Und schnaubend nahm der schwarze Troß
Mit sich dein thränenweiß' Gesicht.
Auf mich im Schnee am Bahndamm goß
Die Mondschel ihr fahles Licht.



II.

Es war Herrensonntag und schon gegen Abend.

Er saß wie gewöhnlich im Erker der Wirtsstube und hatte Bücher und Schreibzeug vor sich auf dem Tische liegen. Die Hausleute hatten sich bereits an ihn gewöhnt. Er sagte ihnen, er heiße Solvin und sei Schriftsteller: Schriftsteller Karl May Solvin.

Eben war er mit Abräumen seiner Sachen beschäftigt, denn die Stube füllte sich langsam mit Menschen. Im naheliegenden Städtchen war die Abendandacht zu Ende, und nun kamen die Kirchengänger, um sich dafür in der Wirtsstube gütlich zu thun. Dies war so Sitte am Herrensonntag, dem letzten Sonntag im Fasching. Bald kamen

sie haufenweise herangezogen im feiertagschmucke: Junge Burschen mit Federn auf den Hüten, Mädchen in schweren Schürzen mit breiten Bändern und ältere Leute mit ihren Kindern. Fast alle machten Einkehr im Gasthause, da es so gut an der breiten Straße gelegen war und man hinein kam wie von selber. Auch waren die Wirtsleute bekannt in der ganzen Gegend und die Wirtschaft hatte mit Recht einen guten Ruf. Der Wein war vorzüglich und von der Küche her roch es nach Braten und Würsten. Es war für diesen Tag eigens vorgesorgt worden.

Solwin hatte sich in einen Winkel der Stube zurückgezogen. An dem kleinen Tische saß außer ihm nur noch ein alter Mann. Am Tische nebenan doch ging es laut her. Dort wurde gefartet und dabei gestikulierten die Teilnehmer und schrieten. Ein Bauernweib und zwei erwachsene Mädels sahen dem Spiele lachend zu. Auf der Bank am Ofen saßen einige Kinder. Der große Tisch im Erker war dicht besetzt mit Bauern aus der Umgebung. Sie hänselten sich gegenseitig, politisierten und erzählten allerlei lustige Geschichten. Die Stube nebenan aber war der festsaal, dort wurde getanzt. Die Thüre stand weit offen und ab und zu kamen blutjunge Burschen heraus und holten sich die zwei Mädels, die sie nach jeder Tour gewissenhaft wieder absetzten. Dabei dankten sie einfach und schwitzten . . .

Draußen in der Dämmerung lief die Kälte flirrend übern Schnee. Die Leute, die jetzt ankamen, sahen sehr erfroren aus und waren froh um eine warme Stube. Man

rückte an den Tischen noch mehr zusammen und saß nun da dicht an einander, so daß die Kleider sich drückten. Die paar rauchigen Lampen erhellten nur schläfrig den gefüllten Raum. Es lag über den Tischen eine schwere Wolkenmenge von Rauch, und das Lärmen schwoll an, daß man sein eigenes Wort kaum verstehen konnte. Der Geruch von Speisen und Tabak breitete sich über die ganze Stube. Die geschäftige Frau Wirtin war überall zu sehen. Ihre stattliche Gestalt mit dem gutmütigen, geröteten Gesicht, das jedem zuschmunzelte, hob sich vorteilhaft ab vom rauchigen Gewoge der vielen sitzenden Menschen.

Im Nebenraume wurde das Tanzen immer stärker. Einige stampften den Boden, daß es dröhnte. Der Staub wirbelte zur Thüre heraus und hinterher jagten die Töne der ersten Geige. Der Wirtin kleines Töchterlein kauerte Arm in Arm mit ihrer Schulfreundin am Ofen und lachte mit weiten Augen in den Lärm hinein. Die Brüder halfen mit musizieren und über all dem Lärm und Dunst und Rauch lagerte wie ein Stückchen Himmel der Frohsinn. Selbst der kleine schwarze Spitz unter der Ofenbank verhielt sich frohruhig und hörte andächtig zu.

Doch Solwin mit seinem Sinnen weilte abseits des lauten Getriebes. Seine Gedanken konnten nicht von ihr lassen und ihr thränenblasses Gesicht schwebte vor ihm auf und nieder.

In dieser Stimmung schrieb er in seinem Winkel folgende Zeilen:

Gequalm und Dunst die Stube füllt,
Die Menschen wie in Rauch gehüllt.
Es jöhlt und stampft und springt und häckt,
Und eine Geige giebt den Takt.
Gesichter glüh'n von Tanz und Wein,
Träg flackert drüber Lampenschein.
In einem Winkel einsam ich,
Todmüd, mein Kind, vor Lieb um dich!



III.

Jeden Morgen gegen acht Uhr kam Solvin schon in die Wirtsstube. Sein Schlafzimmer war furchtbar kalt gelegen und hatte keinen Ofen. Durch Ritzen und Fugen schob sich die Kälte, und der eisige Wind rüttelte an die schlecht schließenden Fenster.

Es war ein selten harter Winter. Die Scheiben trugen Eisblumen, die alle Aussicht mit einer dicken schweren Kruste verschlossen. Die ältesten Leute konnten sich so großer Kälte um diese Zeit nicht besinnen. Und Tag für Tag wurde es ärger. Die Nächte waren blank wie Glatteis; ihr Atem fror sich an der Luft spröde, so daß es klirrte wie Glas.

Die Sterne staunten darüber und zogen sich zurück in unendliche Fernen. Ihr weißes Gefunkel schnitt unsagbar gleichgiltig zu Thal. Wie der Morgen heraufzog, verblaßten sie zwar, aber der wolkenfreie Himmel behielt noch jene schleierhafte kalte Färbung, als läge er umwickelt mit dem bleichen Nachtglanz der Sterne. Nur um die Mittagszeit brach sich die Sonne auf kaum einige Stunden voll durch, und der Himmel zeigte dann jenes tiefere Blau, aus dem die Wärme fühlbar niedertroff.

Unter solchen Umständen blieb Solvin auch meist den ganzen Vormittag in der Stube. Die war gut geheizt, und in dem warmem Raum nahm sich das frostweiße Sonnenlicht weit wohlthruender aus als draußen. Es legte sich über Tische und Bänke, hing sich an die Wände, hüpfte über den Fußboden und glitt leise durch die ganze Stube, und es sah sich so erquickend an, als ob es auch erwärme.

Er ergözte sich kindisch daran und hielt im Lesen oft inne, nur um so einen Sonnenstrahl mit Muße aufzufangen und auf sich herumtummeln zu lassen. Das schien ihm alles lauter Leben, und es entfachte noch mehr seine Sehnsucht. Dann packte er plötzlich zusammen und ging hinaus, stieg die Hänge hinan auf schnee- und eisigen Wegen und sah in die Weite mit brennenden Augen. Es zitterte alles in ihm, und dieses Zittern übertrug sich auch auf die Landschaft.

Die Konturen der Berge kamen zu schwingen und die Hänge und die einzelnen Gehöfte; selbst überm Flusse hingen

leise schwingende Farben. Kaum, daß er ruhig zu stehen vermochte; immer wieder trieb es ihn weiter, denn seine bebende Seele ließ den Körper nicht ruhen.

So eilte er aufwärts und glaubte durch Anstrengung das sehnsuchtbange Weh in seiner Brust zu stillen. Aber er fand keine Ermüdung. Es trug ihn aufwärts wie mit Flügeln: sein Weh trieb ihn an und die Sehnsucht hob ihn hoch. So eilte er weiter und es sah sich dabei alles so grenzenlos traurig an. Da fror ihn oft vor Schwermut, und er lehnte sich dann an einen Zaun und verlor sich allmählich in die grelle Stille.

In solcher Stimmung schrieb er einmal in sein Heft:

Winterstimmung.

Ein Schweigen zittert über Schneegefilde.
Am Hange frierend schwingen schlanke Reben;
Dahinter reißt ein Dolomitkolosse
Sein weißes Haupt. — — — — —

Des Sommers Blumenleben
Wohl möcht' ich schenken diesem bleichen Bilde,
Drauf jagen meiner Schwermut schwarze Rosse!

Auf dem Rückwege mußte er acht haben, nicht auszugleiten. Die Wege waren gefroren und an jähen Stellen oft ganz vereist. Dies zerstreute ihn ein wenig und machte ihn müde. Er kam dann hungrig und hochgerötet im Wirtshause an.

An seiner Stimmung aber blieb viel Weichheit hängen, und es flatterte wie Schleier vor seinen Augen.

An solchen Tagen war er sehr wortfarg bei seinem späten Mittagsmahl.



IV.

Die Gaststube bot viel des Interessanten.

Oft kamen halberfrorene Handwerksburschen. Die hatten keinen Heller bei sich und baten um etwas zu essen, und daß sie sich ein bißchen wärmen dürften. Sie kauerten sich dann pustend auf die Ofenbank und waren froh um alles Dargebotene. Später wanderten sie dann wieder weiter. Die, welche erst abends kamen, fanden auch Unterkunft im Stalle.

Wenn Solvin in der Stube war, unterhielt er sich auch mit ihnen und gab ihnen von seinen Mahlzeiten. Es rührte ihn dann, wenn er sah, wie freudig dankend sie alles annahmen, und er sandte im Herzen der Geliebten den Dank dieser armen, fremden Menschen und glaubte dabei, es müsse an sie herankommen wie eine Lichtwelle.

Manchmal kam einer dahergelaufen mit etwas Geld in der Tasche. Der that dann groß und herrisch wie ein reicher Wirt, ignorierte seine Kollegen, zahlte und ging

kaum grüßend aus der Stube. Dies war für Solvin ein Zwischenspiel von unsagbarer Komik.

Andere wieder waren überaus sprachselig, diese setzten sich wohl auch öfters zu ihm hin und sungen gleich an von allem Möglichen zu disputieren.

Einmal kam ein alter Schnapsbruder, ein recht drolliger Geselle. Der setzte sich zu einem Bauer am Tische und im Verlauf des Pflausches behauptete er, die Maler seien eigentlich alle Pfuscher, denn sie seien nicht einmal imstande, einen freudigen Hund zu malen, dies sei ihnen ganz unmöglich. Und der Bauer wollte das nicht begreifen. Da sagte der Schnapsbruder weiter, dies sei nämlich so: ein freudiger Hund wedle stets mit dem Schwanze, und kein Maler könne einen Hund malen, der mit dem Schwanz wedelte. Da gab sich der Bauer zufrieden, und das laute Lachen beider füllte die Stube.

Solvin fand viel Freude am Humor dieser Menschen, und es war ihm eine Genugthuung, zu sehen, wie sich der Frohsinn in den dürftigsten Verhältnissen heimisch fühlte.



V.

Es war an einem Nachmittag, da ging er wieder hinaus ins freie. Der Himmel hing überm Thal wie mattes, weißblaues Glas in völliger Klarheit. Die Eisaf trieb große Eischollen und die Schneefelder rechts und links schimmerten in der Sonne.

Solvin suchte sich die sonnigsten Wege aus und stapfte die Landstraße dahin in tiefen Gedanken

Was sie jetzt wohl machen würde? Ob sie an ihn dachte um diese Stunde? Sie hatte gewiß Sonne im Zimmer! — Ein Fenster ging ja auf die Straße gegen Westen. — Und der Gedanke, daß sie Sonne hatte, erwärmte ihn.

Dann stieg er weiter hinauf die Hänge. Da gab es schöne, sonnige Punkte und die Aussicht erfüllte sein Gemüt mit Freude. Aber die Sehnsucht blieb; die wurde er nie los, die kletterte immer von neuem in ihm empor und stach auf seine Sinne. Die Gedanken wurden wieder trübe und wickelten sich in graue Schleier, die wirkten wie Trauerbänder und flatterten um die ganze Gegend.

Die Sehnsucht ward größer und seine Seele hungerte nach Duft und Blumen. Er meinte den Frühling. Es fror ihn bis ins Herz hinein und seine Augen langten gleichsam nach Wärme. Auf einen großen, trockenen Stein am Wege setzte er sich hin und sah sich nach allen Seiten wie suchend um. Dann schrieb er in ein Heft, das er stets bei sich trug:

Frierende Landschaft.

Schwarzgrüne Föhren türmen sich am Hange;
Dazwischen blinkt des Grundes weiße Kruste,
Und blaue Schatten wogen breit im Schneefeld,
Das dichten blendend funkelt in der Sonne.
Es singt des flusses bläulichgrüne Welle,
Eisfollen treibend vor sich hin,
Und drüber hängen violette Schleier.
Am Ufer flirrt vergilbtes Laub
An trozig knorrig harten Stämmen;
Und südlich wallt ein Rauschen weit ins Thal,
Ausfliegend in ein Fleh'n, so tief und innig,
Als bäten lauter froströte Kinderhände:
Frühling komme! — — — —

Frühling komme! Er sagte es laut vor sich hin und dachte dabei an Hedda.

Diese Trennung war eigentlich die Winterszeit, die starre, kalte, mit den eisigen Stürmen und den spröden Nächten. Er sehnte sich nach Weichheit, nach Schmiegsamkeit, nach laulinden Lüften, nach Küssen der Nacht in der Düstefülle. Schwer sollte das Laub rascheln im Nachtglanze und die Luft sollte einen betasten wie liebetrunkene Hände.

So sei der Frühling im Süden und der Sommer im Gebirge und der Herbst in den Rebenlanden und sie alle seien wie die Liebe so schön — so weich — so verschwenderisch — alle diese Jahreszeiten — Aber der Winter! — der Winter — der sei nie wie die Liebe. Der sei wie ein altes, zahnloses Weib, das beständig keife auf alle Jugend und Anmut, auf alles Blühen, auf das Blut, wenn es

stürmend und pochend nach Erlösung schreit in der Qual seiner Triebe, im Vorgefühle der Kraft.

Und doch — so ein trautes Heim, ein eigener Herd, eine prasselnde Flamme am Kamin und der Raum voll wohliger Wärme; — da sei der Winter wie eine gute feine Frau, die still dasthe in Sammt und Wolle und dem Treiben der Jugend segnend lausche und dem Geläute der Liebe. Aber dies könne nur sein, wenn Heddas Atem durch die Stube wehe, wenn ihr Haar wetteifere mit der Flammenhelle im Kamin, wenn ihre Augen fängen das hohe Lied der Andacht und der Freude. Dann freilich wär auch der Winter wie die Liebe und die Wintertage hätten ihre Rauheit verloren. Es wäre draußen der Frühling nur abgestorben, um zwischen vier Wänden neu aufzublühen in intimerer Pracht. Und der Sommer erstehede dann wie in einem Treibhause, kräfteschwer und schwül mit lauter brennenden Blumen, die die Luft mit Duft erfüllen würden, ein Begehren ausströmend, das mit fiebernden Händen nach der Geliebten lange und ein Fleisch und ein Blut sein wolle und eine Seele. So wäre der eigene Herd — das Heim mit Hedda. Er verlange danach mit jedem Atemzuge, er dürste und hungere danach — er reckte nach ihr feine Arme endlos — endlos — — —

Es wurde schon dunkler und der Wind kam eisig. Die Eisak rauschte herauf wie höhrend. Vereinzelte Kinderstimmen von den Gehöften her. Der Himmel wurde bleicher und die Wege härter. Der Schnee knisterte im Verkörnen.

Rasch kam der Abend vom Thal herauf mit eisenschlagenen Schuhen; die machten ein kratzendes Geräusch wie Glas auf Eisen. Er knöpfte seine Jacke fester und stülpte sich den Hut über die Ohren. Der Wind blies ihm Schneestaub ins Gesicht. Da zog er den Hut noch tiefer in die Stirne und kauerte sich mehr zusammen. So blieb er und erwartete die Nacht. Und sie kam in Schneestrümpfen und Pelzschuhen die Hänge herauf mit eisigem Atem. Das Knistern im Schnee wurde lauter und die Formen rings dunkler. Die Bäume wuchsen an zu schwarzen Kolossen, die sich spukhaft bewegten. Die Gehöfte glichen wuchtigen Felsblöcken. Da und dort ein Lichtschein aus einem Fenster, der lockte wie eine Freundesstimme. Sein Verlangen wurde wilder, sprühte Funken. Die liefen üben Schnee hinab und hinauf und suchten nach den Menschenaugen, die er so sehr liebte — nach Heddas Augen; sie dünkten ihm wie die Augen Gottes. Sie klangen wie feierglocken, senkten in sein Herz Gebet und Andacht und machten ihn zum Kinde. Und wenn sie lachten, überschütteten sie ihn mit Blumen. Manchmal jedoch entzündeten sie in ihm seine ganze Leidenschaft, dann loderte alles in ihm: jedes Wort, jede Geste, jeder Atemzug; dann war er wie eine Flamme, die sich selbst verzehrte. Aber ihr Lachen machte ihn wieder sanft und brachte ihm zugleich ein Weh, das ihn beseligte. Er hätte nur ihre Fingerspitzen streicheln und küssen mögen und ihr Antlitz schauen, die Nacht bewundern, die von ihr ausging. Wie er in ihrem Lächeln sich gleichsam gebettet

fühlte wie auf weichen Blütenblättern, deren Duft ihn einschläfert; wie dieses Lächeln Ruhe ausstrahlte, sein Haar liebteste, die Stirne ihm glättete, wie es ihn völlig auflöste, so daß sein ganzes Ich wie ein Traum ward — — — —

Nun war er aber wirklich müde. Die eisige Luft hing sich hart um ihn. Ein kleines Stück Mondichel sah noch über'n Bergrand. Die Sterne schimmerten schwach wie matte Goldflecke. Unten das Rauschen der Eisak hörte sich an wie eine grollende Stimme, die sich in Klage auflöste. Er ward immer müder und fühlte sich grenzenlos vereinsamt.

Wenn er nun einschlafen würde? Es waren vielleicht zwanzig Grad Kälte — da könnte er lange schlafen — lange, lange — ewig. Das wäre ein artiger Tod, vielleicht wie ein Traum, der nie ausgeträumt, nie aufhören würde. Er würde dabei an sie denken, so mit aller Wucht seiner Sinne, und da müßte es sein, als ob sie komme und zwar im blauen Kleide vom Sommer, das sie in der Hängematte trug und auf der Bank am Bache. Sie war schlank darin und duftig und biegsam wie eine Weidenrute, und das goldfarbene Haar stach so gut ab von der blauen Farbe. Da dürste sie nimmer fort, er würde sie mitnehmen, hinübernehmen im Traume. Dann hätte alle Qual ein Ende, alle Leidenschaft, alle Sehnsucht, alle Liebe

Die Nacht wurde immer lauter. Das Dunkel redete auf ihn ein mit der Stimme der Geliebten. Die Sterne flackerten vor seinen Augen, dann drängten sie sich, reiheten sich zusammen und ein sprühender Schimmer wogte über

ihm auf und nieder. So glänzte Heddas Haar! — und dieser Gedanke setzte wie ein zündender Blitz sein Gehirn in Brand. Seine Augen riefen ihren Namen durch die Nacht, und ein Zittern schlug sich in seine Seele. Bilder liefen darin um, unsagbar süße Bilder: Wunder von Anmut, Stürme von Lust, Ströme von Seligkeiten. Grenzenlose Sehnsucht erwachte neu und versetzte ihn zurück in vergangene Zeit. — Er sah die große Stube in Atzwang mit dem ächzenden Sofa. Wie sie dort tanzten und spielten in einer trüben Februarnacht — und die Nacht ward zu einem glänzenden Stern in seinem Leben. Dann rauschte der See um Torbole, und sie fuhren hinaus in einer kleinen Barke, eng aneinander geschmiegt, denn die Wellen gingen hoch; die Ora fegte darüber hin und straffte die Segel, die silbern in der Sonne blitzten. Es redeten zu ihm die Oliven von Limone und erzählten von Heddas Schönheit und Güte, und der ganze Gardasee in seinem Wunderblau sprach von dem schlanken Mädchen mit dem goldschweren Scheitel und den klaren Augen, die heller glänzten als sein Spiegel.

Alles zog an ihm vorüber, rasch, in Momentbildern, grell erleuchtet, traumhaft verklärt durch die Ferne der Stunde: Molveno mit seiner lauten Schwermut, der Montegazza weit und lichtfatt und freudevoll wie ein reifer Kornstreich auf Schneefeldern. Toblino mit seiner stillen Wehmut, und ganz draußen hing der Karersee im Vorfrühling, sich aufrichtend aus der geborstenen Winterdecke. Da war Hedda noch ein Kind und seine Gedanken flatterten um sie

wie lauter weiße Wimpel. Aus einer Pfingstmondnacht hob sich Durnholz wie ein stiller Schäfertraum, und der See lag schwer und bleich. Die Fichten standen am Ufer noch schläfrig vom Winter her, und der Wiesenpfad war noch zu frühlingjung für ihre Stimmung. Nur ein schwarzes Boot schaukelte auf dem Wasser wie ein dunkles Geheimnis, und das Zittern der Ruderschläge ließ nur leise ahnen die kommende Reife der Glut. Er stieg Hand in Hand mit ihr empor im Frühlicht des Maimorgens; das Wetter war weich und der Schnee auf der Paghöhe gab nach bei jedem Schritte. Da sprach er zu ihr von Liebe, von der stillen Glut seines Herzens und jeder Atemzug gab Zeugnis von der Wahrheit seiner Worte. Seine Augen bettelten sie an um Milde, und sie war gut mit ihm — tiefgut. Müde vom Steigen ruhte ihre Hand in der seinen und er empfand die Last ihres Körpers wie ein süßes Lied, das hinter ihm herging. Wenn er stille stand, um auszu-ruhen, lehnte sie sich an ihn in ihrer duftenden Schlankheit, und unter dem dunklen Strohhut zitterte das lichte Haar im Morgenwinde. Er berauschte sich an ihrem Anblick immer wieder aufs neue, und er rang nach Atem und nach Worten, um der Situation Herr zu bleiben und er schwor sich ihr zu bedingungslos

— — — — Die Gewalt dieses Bildes trieb ihm eine Glutwelle ins Gesicht, seine Sehnsucht loderte in den Winternachthimmel auf, seine Augen wühlten wie flammen im Dunkel. Dann überkam ihn plötzlich eine

Mattigkeit, die ihn schwindelig machte. Die Bilder verloren ihre Klarheit, verschoben sich, griffen ineinander, überstürzten sich und lösten sich endlich auf mit all ihrem bunten Schimmer wie Seifenblasen. Eine große graue Leere entstand um ihn; er fühlte sich nur mehr müde, unsagbar müde. Die Augen konnten nicht mehr sehen, der Geist vermochte nichts mehr zu begreifen — das Gemüt nichts mehr aufzunehmen; er schien sich körperlos in einem endlosen Raume, der ohne Farbe und Licht über ihm hing, um ihn hertrieb, ihn umschloß und die Wände hatten kein Aufhören. Aber müde war er — übermüde. Die Müdigkeit lag überall herum, sickerte tonlos durch den Raum, tränkte die Luft, wiegte sich vor ihm auf und ab, stürmte auf ihn ein und sang ihm ein Schlummerlied, so weich und linde und schläfernd — so wie Heddas Augen — wie die Lider von Heddas Augen — so dunkel — wie Heddas liebe Augen — so müde — — wie — so — übermüde — Augen — — — — —

Erschrocken fuhr er auf. Unten sauste ein Zug vorbei. Ein Pfiff, ein kollerndes Geräusch und ein Lichtstreifen, umstoben von Funken und Rauch — dann war es vorüber. Er lag halb im Schnee und seine Glieder schienen fast erstarrt. Mühsam erhob er sich, streifte den Schnee von seinen Kleidern, rieb und schüttelte sich und stieg dann, so rasch es anging, thalwärts. Die schimmernde Nacht erhellte seinen Weg. Unten angekommen, fand er das Gasthaus schon geschlossen. Ein Sohn des Wirtes öffnete ihm endlich auf

sein Rufen hin. Dann trat er ein, todtmüde und frierend am ganzen Körper.

Draußen aber blieb die Nacht mit ihren Sternen, und sie funkelten zu Thal, so gleichgiltig und lächelnd über all das Thun und Sinnen der Menschen.



VI.

Es kamen trübe Tage. Die Sonne blieb den ganzen Tag hinter den Wolken und die Kälte machte sich noch fühlbarer.

Da saß Solvin viel in der Wirtsstube und sann die längste Weile vor sich hin. In solchen Stunden war er oft von quälendem Verlangen befallen, und das Bild der Geliebten wich nicht von seiner Seele. Dabei empfand er den Schmerz der Trennung bis zum Überlaufen. Und wie um sich Erleichterung zu verschaffen, schrieb er auf verstreute Zettel ab und zu seine Stimmungen nieder. — —

26. Februar, vormittag.

Hedda, ich liebe dich!

Wo du auch weilst, mein Sinnen kann dich nicht los werden. Wie das Leben doch seltsam ist! Dieses Suchen und Hasten nach Glück, dieses Jagen nach Reichtum, nach Würden und Ämtern! Und es ist alles Luft — nichts als Luft — Staub, der einem zwischen den Fingern verweht, wenn man ihn greifen will. Das Glück liegt tiefer. Das tragen die Menschen in sich, tief in sich — unbewußt — alle, und es liegt im Empfinden.

Heute ist es eine lichte Wolke und morgen ein Sonnenstreifen, der durchs Fenster fällt; dann wieder eine Blume im Morgentau, oder ein Vöglein singend im Laube. Aber das Herz muß blühen, um dies wahrzunehmen, denn dies alles liegt tief versenkt im Menschenherzen, und die Liebe muß es zutage fördern.

Das Glück selbst ist wie ein warm pulsierendes Herz, das eine liebe Hand streichelt — eine schlanke, weiße Hand — — —

O Hedda, wie ich dich liebe, und ich fühle mich geborgen in dieser Liebe!

* * *

27. Februar, abends.

Oft überfällt mich die Einsamkeit wie eine Last, die mich zu Boden drückt. Da suchen dich meine brennenden Augen, und meine Hände tasten zuckend nach dir. Es ist mir unbegreiflich, daß du von mir fort bist. — — —

Eben sitz ich wieder still im Erker der Gaststube und sinne in mich hinein. Draußen kriecht der Dämmer die Hänge hinan und langsam wird es dunkler. Die Landstraße zieht wie ein gelblicher Streifen durch die weiße Schneekruste, wird immer schmaler und bleicher und verliert sich ins Thaldunkel. Ein Baum steht vorm Haus; der reckt seine kahlen Äste in den blassen Abendhimmel wie lauter verlorene Hoffnungen, die in Sehnsüchten ausfliegen.

Aber wenn der Frühling kommt, ringt sich die Kraft durch, das Leben klopft an die Rinde, steigt empor, und es giebt wieder Knospen und Blatt und Blüten, und der Baum prangt wie im Hochzeitskleide. Es ist ein Liebeswerk der Sonne. — —

Draußen wird es immer dunkler. Ganz dumpf dringt bis in die Stube das Rauschen der Eisak. Ihre Wellen eilen dir entgegen. Doch du kannst das Rauschen nicht hören — nicht hören das Sehnsuchtgestammel des vereinsamten Geliebten. Dein Haus liegt abseits des Flusses, und das Fenster deines Zimmers geht in einen Garten, der ist still wie eine Heide. Vielleicht doch hörst du den leisen Flügelschlag meiner Liebe; die schleicht sich an dein Fenster

und nistet im Schnee mit Augen voll Sehnsucht und mit Händen, die frierend nach dir langen. Es zittert ein Schatten über die Eisblumen deiner Fensterscheiben und dich befällt ein Bangen, als fühltest du die Nähe des Geliebten. — Heddal — — Dir ist, als hörtest du deinen Namen nennen, und es ist ein Betteln um Küsse

Meine Sinne schwanken sehnsuchttrunken, und in meinen Adern hämmert deine Schönheit. Der Baum vorn Fenster sieht aus wie ein Riese, und lauter Arme greifen drohend nach allen Seiten. Ein bleicher Nachtglanz hängt überm Thale und schielt nach mir durchs Fenster. Die Einsamkeit wird erdrückend, und mein Verlangen bricht sich mit stummem Aufschrei durchs Dunkel. Da bringt die Wirtin ein Licht und stellt es grüßend vor mich hin. Ich starre wie verloren in die Helle.

* * *

28. Februar, früh.

Oft schaukeln mich die Empfindungen wie ein kleines Boot auf sturmbewegtem Meer. Mein Herz zittert dabei und in meinen Augen ist lauter Andacht. Mein ganzes Sinnen ist Milde.

Ich frage mich dann, was ist das Leben? — Und als Antwort winken mir lauter Farben und Töne; und sie schwingen vor mir hin, hinein in meine Seele. Dann ist die Welt wie ein großes Weinen und Thrärentropfen

flüchten durch die Luft und setzen sich fest im Laube, an den Hängen und auf dem Grat der Berge. Ein feuchter Schimmer füllt den ganzen Raum und das Sonnenlicht knistert. Zwischendurch fallen schwankende Schatten; die streicheln über den lautfeuchten Glanz wie schmale, liebe Hände und der Glanz wird matter und matter. Eine große Müdigkeit breitet sich ringsum aus, eine Müdigkeit, von einem Lächeln durchdrungen, wie ein Gartenweg an einem Rosengehege von Rosenduft. Dann nicken mir alle die Dinge rings zu, schwer und lächelnd taumelnd wie Kinder vor dem Einschlafen. Es ist, als wären sie be- rauscht von Duft, als wären sie schon im Halbschlummer und voll von süßen Träumen, die lauter weiße Töne und Farben ausatmen.

Und Worte fallen wie Tropfen nieder, lauter weiße Worte, von denen jeder Buchstabe lächelt: und es klingt wie Friede, schimmert wie Friede, schwingt wie Friede

Wie sich dann die Seele so wohlig ausstreckt und reckt und weitet und gleichsam ihre Welt findet — eine Welt voller Träume und Blumen. Wie dabei etwas über einen hinauswächst, zusammenschlägt in Farben und Licht und Duft und einen umwickelt wie mit Blütenblättern.

Wie der Friede sich langsam ins Blut schleicht und alle Leidenschaft austreibt und es weiß färbt, so daß die Adern nur mehr leise sich regen wie fromme Blumenglocken am weltfernen Waldsaum, wenn es Aue läutet. Und drüber hin rauscht der Friede weiter. Dann wird die ganze

Welt wie ein Kind, das einen hoch hebt mit runden, weißen
Ärmchen und immer höher und höher in die Wolken hinein
— und es ist so seltsam, wie dieses kleine Kind einen so
hoch hebt — und wie alles so weiß ist — so völlig weiß
ist — und schwindet — — — —

* * *

28. Februar, nachts.

Leise, leise
Schleicht eine Weise
Dir zu.
Durch kalte Wände
Langen Hände
Nach dir.
Lauter Lieder
Lassen sich nieder
Bei dir
Zur Ruh.

* * *

3. März, nachmittag.

Nun scheint mir die Kälte gebrochen.

Ich sitze vorm Hause am Tische schreibend, und eben
fällt die Sonne auf mich wie ein warmer Atem. Es ist
frische Frühlingssonne, und von allen Seiten tropft es vom
Dache nieder.

Ein Etwas regt sich in mir, das mich hinausdrängt,
hinaus in die Weite über diese Berge hinweg, die mich

einzwängen, die wie ein Alp auf mir liegen. Ich fühle, daß ich fort muß, daß ich es so nicht länger mehr aushalte.

Die Einsamkeit erdrückt mich, die Sehnsucht erwürgt mich. Die Berge schauen mich alle an wie plumpe Satzungen, die die Menschen zu ihrer inneren Knechtung erfunden. Ich aber will mich nicht fügen, will mein Inneres nicht preisgeben ihren leeren Formen, die nur eine elende, gleißende Hülle sind für all ihren Schmutz und für die Lüge

So höre, Heddal Heute will ich dir noch schreiben, und dir meine Bitte vorlegen, meine Bitte, die wie ein großes flammendes Gebet sein soll, wie ein hohes Lied der Natur und der Wahrheit, und dann will ich lebewohl sagen diesem stillen Thale mit seiner Einsamkeit, wo ich Obdach gefunden in diesen kalten, herben Wintertagen, die dein Fortgehen in mir heraufbeschworen.

Und ich glaube, du wirst kommen und mir den Frühling bringen — nicht wahr, Hedda — den Frühling? —



VII.

An diesem Tage schritt Solvin nach dem Nachtmahl in der Wirtsstube erregt auf und nieder und wartete auf die Stunde, da alle zu Bette gingen. Der Wirtin hatte er gesagt, daß er heute noch länger dableibe, weil er viel zu schreiben habe und seine Schlafkammer dafür zu kalt sei. Und wie endlich alle fort waren und er sich allein fand mit seinem Sinnen in der Stille der Nacht, setzte er sich hin und schrieb nachstehenden Brief:

* * *

Meine einzige liebe Hedda!

Weißt du, ich kann nicht länger an mich halten. Mein Verlangen zu dir ist übermächtig geworden. Die Einsamkeit hat es herausgearbeitet zu einer Kraft für sich, die alles in Anspruch nimmt, was in mir lebendig ist. Ich fühle mehr denn je, daß ich von dir nicht lassen kann, nie lassen kann und auch nie lassen will, weil diese meine Liebe zu dir trotz allem Weh das Schönste ist. Mir ist, als könnte ich alles verlieren, alles was ich im Leben besessen: Hab' und Ruf, und Amt und Ehre, nur diese Liebe soll in mir bleiben, die mein Inneres zur Kirche gestaltet und es mit wunderfüßer Musik füllt, so daß einem die Thränen über die Wangen laufen.

Es wird wohl von Jugend auf was Eingenenes in mir sein, das mich für Liebe so empfänglich macht, das

mich so liebebedürftig in die Welt gestellt, das mich den Sinn des Lebens in der Liebe schauen läßt. Deshalb vielleicht hab' ich auch in mir die Eigenschaft, auf einen Menschen alles übertragen zu können, alle meine Wünsche und Hoffnungen, alle meine Leidenschaft und Sehnsucht, alle meine Kräfte des Blutes, des Geistes und der Seele.

Ausgestattet mit solchem Empfinden, schreibe ich dir nun diese Zeilen, und sie sollen vor dich hinknieen, wie ein kleines Kind mit runden Ärmchen und dich bitten, daß du zu mir kommen sollst und mein werden fürs ganze Leben. Ich habe hier in meiner Vereinsamung Muße genug gehabt, um über alles zwischen uns nachzudenken, über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, und ich bin zur Einsicht gekommen, daß wir die Kraft haben müssen, uns zusammen zu thun fürs Leben, weil es das allein Wahre in uns ist. Wenn gegenwärtig auch Entfagung als das höhere scheint, für die Zukunft ist es das Bequemere, und es birgt die Gefahr in sich, uns in Wirrnisse hineinzuziehen, drin alles verkümmern würde, was groß und stark und echt in uns ist. Dann würden wir zu spät diese hohe Entfagung als Schwäche erkennen.

Glaube mir Hedda, ich meine es ehrlich, und ich will von allem zu dir reden, so gut ich es verstehe.

Wir als Liebende und Menschen haben vor allem die Verpflichtung, gegen einander ehrlich zu sein. Über unsere Rechte kann nur Gott urteilen und unser Empfinden, das Gott zu diesem Zwecke in unser Herz gesenkt. Menschen

können in unserm Thun nie und nimmer Richter sein, und die Besseren werden dies auch einsehen müssen. Ich glaube, je besser und größer der Mensch ist, um so toleranter und nachsichtiger ist er auch gegen seine Mitmenschen, und ein Gott muß es noch mehr sein. Wenn die Menge lästert und unser Thun verdammt, so giebt dies nur Zeugnis für die inneren Mängel, die ihr anhaften und für die Scheu, die jede offene That ihrem feigen Pharisäertum einflößt. Nach dieser Seite hin dürfen wir nicht hören! —

Was nun das Leben bringen wird — ich weiß es nicht — nur soviel steht bei mir fest, daß wir mit unsrer Liebe alles überwinden werden, wenn diese Liebe auch unser Glaube ist. Mögen dann die Menschen von uns denken, was sie wollen, unser Gewissen muß stark genug sein uns zu rechtfertigen, und unser Empfinden muß uns leiten. Das Geschick hat uns zusammen geworfen trotz Gegenwehr und Willen. Du hast mich größer gemacht, aber eben deshalb will ich alles aufbieten, daß du mein wirst — mein fürs Leben!...

Seit vergangenem Herbst bin ich, wie du weißt, von Anna, meiner Frau, geschieden. Wir sind in Gutem von einander gegangen. Ich habe ihr die Kinder und den größten Teil meines Vermögens abgetreten, so daß sie nicht einsam, aber gut versorgt dasteht, da sie außerdem noch über ein eigenes beträchtliches Vermögen verfügt. Ein weiteres Zusammenleben bei meiner grenzenlosen Neigung zu dir wäre mir für Anna und mich wie ein Schimpf erschienen und für die Kinder hätte es nur von Übel sein müssen.

Was nicht zusammen paßt soll die Kraft haben, von einander zu lassen; es ist für beide Teile das beste.

Ich will Anna nichts vorwerfen. Es hat wohl so kommen müssen, und wir werden beide das unsere dazu gethan haben. In gewissem Sinne aber sind wir beide ein Opfer: Anna und ich. Man mag schon an unsrer Erziehung viel gesündigt haben; bei meinen Eltern aber geschah dies bestimmt in gutem Glauben. Was Annas Vater entschuldigen soll, weiß ich nicht (ihre Mutter verlor sie schon als kleines Kind); sicher ist, daß ihre Familie mit meiner Liebe spekulierte, was bei dem Einfluß und täglichem Verkehr zu allem Übel den Grund legte. Doch könnte ich auch sagen, daß die Schuld nur in mir lag, in der Vollart meiner Liebe, die nicht auf richtigen Boden fiel. Genug, ich war nicht glücklich und da wurde ich, der ich das Weib nicht kannte bis zum Tage meiner Hochzeit, ja vielleicht wohl eben deshalb, meiner Frau untreu. Für die meisten Männer hat dies nicht viel zu sagen, bei mir aber hinterließ es eine tiefe seelische Verstimmung, die mich immerwährend, einer großen Last gleich, bedrückte. Dies war schon lange, bevor ich dir begegnete. Aber damals redeten die Leute nicht. Erst als du kamst und ich durch dich Anna wieder treu wurde, ganz treu, so gut ich es konnte bei meiner Dankbarkeit und Seelenneigung zu dir, erst da redeten die Leute und zwar so schlecht als möglich. Da war es, daß in mir der Gedanke keimte, dich fürs Leben besitzen zu dürfen. Und Tag um Tag brachte Ma-

terial und formte und reifte, bis wir uns endlich nach mehr als vier Jahren im letzten Sommer zu sagen wagten, daß wir uns fürs Leben lieben mußten. Da war die Welt wie ein großes Feuer voll lauter reifer Kraft, und darüber hin schaukelte die Möglichkeit unserer Ehe wie Silberschimmer . . .

Anna wußte von allem. Ich verheimlichte ihr nichts, und ihre oft verbitterten und ungerechten Ausfälle gegen dich, sowie das abscheuliche Geschwätz der Leute beschleunigten die Notwendigkeit meiner Trennung von ihr. Deine Rücksichten, dein Takt, deine Pflichttreue all die Jahre hindurch wurden dir von allen Seiten aufs schlechteste gelohnt. Da endlich warst auch du rücksichtslos gut zu mir und es wurde uns klar, daß von der ersten Stunde unserer Begegnung an unsre Seelen in einander schlugen, unbewußt und gedankenlos, ohne Absicht und ohne Ziel.

Wie der Herbst kam, ward ich also frei. Ich ging zu dir nach München, wo du mit deiner Freundin Aufenthalt genommen. Dort konnte ich wenigstens mit dir verkehren und dich täglich sehen und sprechen — und ich war dabei so glücklich.

Es war eine schöne, trauliche Zeit, die uns noch mehr einander verstehen lernte, die uns gegenseitig reifte und an unsren Seelen formte, so daß in ihnen die Liebe immer mehr und mehr überhand nahm, trotz der bösen Nachrichten, die oft aus der Heimat kamen, und die dein junges warmes Herz mit Trauer erfüllten, weil du hören mußtest, daß deine Mutter deinetwegen viel Kummer hatte. Wie suchte ich

dir da alles zu ersetzen und wollte dir deine Liebe danken mit jedem Atemzug. So ging der Winter dahin, und es waren Tage voller Blumen über Schneefelder, und der Frühling hing oft zwischen vier engen Wänden.

Da mußte deine Freundin nach Hause, und du gingst mit ihr auf das Drängen deiner Mutter hin, die nicht zugeben wollte, daß du so allein in der großen fremden Stadt bleibst. Ich mußte dich ziehen lassen, da es bis zu meiner Heiratsbewilligung ja noch Monate dauern konnte. Wie ich dann mit euch fuhr, die ganze Nacht hindurch, eilten die Stunden dahin wie Minuten. Und es kam so rasch der Morgen und mit ihm der Abschied. — Ich stand mutterseelenallein im Schnee am Bahndamm und sah dem davonbrausenden Zuge nach. In einer kleinen Stunde mußtest auch du am Ziele sein: zu Hause bei deiner Mutter — und daß diese Mutter dich liebte, war mein einziger Trost. Ich aber kam herein in diese Einsamkeit, zwischen Schneefeldern an der rauschenden Eisak, wie hergeschneit mit den flocken des bösen Spätwinters.

Du hast gewiß gut gethan, denn du hast aus Kindesliebe der Mutter Wunsch erfüllen wollen; doch ich leide dabei, ich leide, weil ich dich in der Stadt nicht sicher weiß. Ich traue diesen Menschen alles zu. Du hast ja selbst schon so viel hören und mit ansehen müssen, und die anonymen Briefe, Karten und Bilder sind Beweise genug dafür. Du weißt, wie Annas Verwandte die Unhöflichkeit deiner Mutter gegenüber bei jeder Gelegenheit beleidigend zur Schau tragen,

und wie Annas Vater sich nicht scheute, sie auf offener Straße zu beleidigen. Wie man alle Schuld unsres Zusammenfindens ihr anhängen will, obwohl deine Mutter in Wahrheit nicht die geringste Schuld trägt, da sie euch, dich und deine Schwester, mit Anna und mir nur verkehren ließ, damit ihr durch uns, die wir viel Verkehr hatten, mit mehr Menschen bekannt würdet, um dadurch leichter zu einer sogenannten guten Partie zu kommen, was eigentlich ausnahmslos eine jede Mutter für ihre Töchter herbeiwünscht. Diesen Ausgang aber hätte sich deine Mutter nie träumen lassen.

Ich glaube auch, daß Viele dies einsehen, aber diese lieben Nächsten müssen wen haben, auf dem sie herumtreten können, um ihrem Ärger Luft zu machen dafür, daß wir beide den Mut finden konnten, uns auf unsere Art zu lieben, trotz der Wehr ihrer faulen Satzung und des Herkommens.

Hedda, wir dürfen dieser Meute keinen Finger reichen. Wir müssen ungehindert weiterschreiten, über diese Hürden hinweg, die eine franke Menschheit für die Auswüchse ihrer Sinne erfunden. Wir müssen suchen, dem Wahren in uns Raum zu schaffen, uns in uns selbst zu entfalten streben, und diese völlige Entfaltung muß unser Ziel sein. Wir dürfen uns nicht kümmern, was die Zukunft bringt, wenn wir nur trachten, die Kraft in uns groß zu ziehen, die Kraft, die alles ruhig hinnimmt, was das Leben einem zuträgt. Und diese Kraft muß in unsrer Liebe sein.

Hedda, ich liebe dich! Dies allein in seiner ganzen Wucht giebt mir zu allem das Recht, und wenn du mich wieder liebst, wie ich dich liebe, hast du dasselbe Recht an mir. Liebe aber ist Schmerz ebenso, wie sie Lust ist, und dies ist das Menschliche an ihr; — ein Wunder doch bleibt sie immer, und deshalb ist es auch ein Unfug, wenn diese Alltagsmenschen darüber urtheilen wollen, als wäre sie ein Gegenstand, von einem Handwerker hergestellt.

Was dir vielleicht noch nachgehen könnte, ist die anergogene religiöse Anschauung; doch da glaube ich, daß das Leben uns beide soweit gereift hat, Schritt für Schritt mit Enttäuschung auf Enttäuschung, daß uns die Augen geöffnet wurden, und die meisten dieser Dinge als „Unhaltbarkeiten“ von uns fielen, wie das todte Geäst eines Baumes, der im Frühling mit neuen Sprossen zum Lichte strebt. Und diesen Frühling in uns schuf wieder die Liebe.

Hedda, ich liebe dich! Das ist meine Religion, und es liegt darin all mein Weh und meine Lust, die Vergebung meiner Sünden und des Himmels Seligkeit. Ich schaue in diesen Worten die Tafeln der zehn Gebote und den Sinn der Lehre Jesu, und aller Haß erstirbt in ihnen und aller Streit, und es ist, als gleite über die ganze Erde hin eine lichte Wolke wie eine große Nächstenliebe, die allem wohl will, jeder Blume, jedem Steine und allen Geschöpfen. Dann atmen die Menschen auf wie die Pflanzen nach einem Sommerregen.

Hedda, ich liebe dich! Mögen sie alle an dieser Liebe Anstoß nehmen, mir soll sie alles sein: mein Glück, meine Sehnsucht und mein Wille! und sie soll davon Zeugnis geben, daß dem Sinn der Ehe aller Zwang fremd ist.

Du mußt mein sein, weil dein Empfinden dich mir zuträgt, weil deine Seele nach mir langt und deine Sinne mir zutreiben in Weh' und Sehnsucht nach Erlösung.

Hedda, ich liebe dich! Und es ist der Atem des Erlösungswerkes, wenn ich diesen Worten nachhore, und sie machen meine Seele erbeben bis zum Grunde. Wenn das Leben um uns schwer und schwül wird, wenn es seine Stacheln uns entgegenstreckt, dann müssen wir einander wie Heilande sein, die sich gegenseitig von allem Übel um sich und in sich erlösen, und wieder muß es unser Empfinden sein, das dies zustande bringt, das uns über alles hinwegführt tiefinnig Hand in Hand, und das uns über Sümpfe und böse Stellen, wo wir nicht weiterkommen können, heben muß wie mit Flügeln.

Doch nun Hedda, mußt du zu mir kommen. Du sollst mich nicht länger hier so vereinsamt lassen, es verdüstert mein Gemüt zu sehr. Es ist oft so traurig still dahier, und die Sehnsucht macht aus den Stunden Tage. Auch hat es keinen Sinn, daß du länger wie eingekerkert in einem Orte weilst, wo die Menschen nur Freude haben, dir wehe zu thun. Du mußt mit mir fort in eine fremde Stadt; es giebt genug Familien, wo du gut geborgen bist, bis ich alles erledigt habe für unsere Heirat. Dann aber

wollen wir weit fort in ein fremdes Land ziehen, wo die Menschen milder sind, und die Sonne weit um uns verstreut liegt; wo blaue Wellen uns anlachen, und der wüste Lärm des Tratsches nicht hindringt. Dort wollen wir uns ein Heim bauen, wie ein Vogelneft auf einem Baumwipfel so still und versteckt, und die Liebe muß es erhellen und der Friede schaukeln. Luft und Licht müssen beständig um uns sein, und unsere Augen müssen wie Lieder über das Wasser gleiten, das sich wellenblitzend vor uns ausbreitet. An den Abenden wollen wir Hand in Hand am Strande wandeln, und unser Geplauder wird zum Abendhimmel aufsteigen wie ein Gebet aus Kinderherzen, das allen Kummer von uns wegnimmt. Dann werden wir das Leben verstehen lernen als etwas, was die Liebe in die Welt gesetzt, um die Schönheit dieser Welt in sich aufzunehmen, um sich daran zu züchten, um emporzutreiben und zu blühen bis das Dunkel kommt, das die Menschen Tod nennen, und das wir Seite an Seite erwarten wollen furchtlos und glüßsmüde, gerne Raum gebend neuem Leben, das neuer Liebe entsproffen — — — — —

Nun ist es schon spät geworden. Die Lampe flackert müde, und das Ticken der Uhr hört sich durch die stille Stube wie der Atem der Stunden. Mich fröstelt.

Alle Menschen schlafen im Hause, und da ist die Stube weit wie ein Thronsaal. Ich komme mir vor wie ein Herrscher und die Stille der Nacht ist mein Reich. Meine Gedanken sind meine Boten, und sie eilen dir zu, immer

dir zu ohne Rast und Ruhe, und wenn ich schlummre, sind es meine Träume, die dir zu eilen, und sie sagen dir, daß du kommen mußt, zu mir kommen mußt, um mein zu sein fürs Leben, weil ich dich so innig liebe. —

Und nicht wahr, Hedda, du kommst — du kommst —

Es wartet auf dich von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde.

Dein

Carl Mar.



WOLKEN

Studie.



Er saß sinnend auf dem Dach-
föller und sah zum Himmel auf.

Langsam trieben die Wolken dahin:
große, schwere, dunkle Wolken mit
flaumansätzen. Sie lagerten sich in
den Winkeln der Berge und brüteten
Schwüle. Weiter südlich war es lichter.
Da schien die Sonne verhangen in
den wallenden Kämmen und ver-
schleierte Lichter troffen nieder in den
seltsamsten Farben. Dazwischen wie
aus tiefen Spalten lichtblaue Streifen:
der offene Himmel

Die Contouren der Berge hingen zerzaust ins Land, zer-
zaust von den Wolkenfingern. Es war wie eine große
schwere Hand mit leuchtenden Flecken, was da oben hin-
strich, so wuchtig und erdrückend und dann wieder so zärt-
lich und sanft und zerfließend, daß man sich nichts Weicheres
denken konnte — wie eine Welt voller Liebe; und es wogte
und hing, und floß und ballte sich, und zerrann und starb

und war wieder da wie die nie zu Ende geträumten Träume eines Menschen

Das war am Abend.

Dann kam die Nacht. Eine ganz enge simple Nacht zwischen vier Wänden. Aber seitdem er krank geworden, wollten diese Nächte fast nicht enden und Schuld daran trugen die Schmerzen — diese lauten, schreienden Schmerzen.

Es mochte gegen Mitternacht sein. Er lag halb angekleidet auf dem Sofa. Vor ihm auf dem Tische brannte die Lampe und warf ihren grellen Schimmer auf die Wände rings. So war ihm wohler. Früher lag er im Dunkel im Bette; da fing es im Beine an zu ziehen und zu zerrn, so daß er heraus mußte. Nun suchte er sich auf dem Sofa zurecht zu strecken, aber dies wollte ihm nicht gut gelingen. — —

Was das doch für eine böse Krankheit war! Tag und Nacht Schmerzen und es war so meuchlings über ihn gekommen. Er hatte sich dagegen gewehrt nach Kräften, bis der Arzt erklärte, daß es Ischias sei und ihm strengstens Schonung anordnete. Da habe er endlich nachgegeben.

Aber der Sommer blieb schön, so wunderbar schön, und jene blöden Schmerzansfälle sollten ihm keinen Eintrag thun. Nun war ja doch alles vorüber, und die dumpfe Kleinstadtsphäre hing mit Zentnerschwere in den luftigen Goldfäden des Sommertraums. Doch der Schimmer war nicht umzubringen. Es floß und stiebte nach allen Seiten in wundersamen Glanze und was die Wirklichkeit an Öde

einbrachte, merzten ihm die Lichtweisen der Erinnerungen wieder aus.

Oh! wie das wieder riß hinab bis zur Ferse und dann kam es zurück. In der Wade krampfte es sich und lief den Oberschenkel entlang bis zur Hüfte, dort saß es fest und verlor sich wieder. Unten aber blieb der Schmerz und kreiste um die Knöchel in stechenden Schwingungen. Wie das saustel und jede Bewegung machte sich fühlbar und jede Berührung. Es war alles elektrisch und sprühte gleichsam Funken, leuchtende Schmerzfunken. Das war wirklich drollig! Wenn das so fortging die ganze Nacht — eine nette Bescherung! Doch die Wände hatten ja Mitleid. Diese blumigen Tapeten, die einem so still zulächelten. Wie sanft sich das ansah! — Und draußen stand die Nacht mit vielen Sternen, und vielleicht war auch der Mond da und behing die Berge mit Silber und das Thal mit schwankenden Schatten. Wie schön sichs da träumen ließe! Und er hatte die Gegend stets so lieb gehabt, so sehr lieb. — Aber die Menschen! Ach ja, diese Menschen: das war der wunde Punkt! — — —

Wie man in einer solchen Umgebung nur so fein konnte, so plump und stumpfsinnig, so verschlossen jeder seelischen Regung! Sie gingen herum, hoch, zweibeinig, fast nach rückwärts gezwängt durch die Spannung ihrer Bäuche auf ihrem sumpfigen Herkommen und verloren sich in Unduldsamkeiten. Ihr Gerede war eine Ausdünstung fauler Stoffe, und sie setzten es ab durch alle Poren ihrer schweren

Leiber. Es war kein sauberer Fleck an ihnen; aber da sie unter sich vereinbart, daß man so sein müsse, behängten sie sich noch gegenseitig mit Ehren und Würden und fahndeten fanatisch nach jedem Ausreißer. Ja, so waren diese guten lieben Menschen, und sie verschleppten beinahe die Seele der Landschaft. Doch die Berge standen fester und die Wälder dichter und die Wolken höher. Die Kraft wußte sich Bahn zu brechen. Aber ein Übelstand waren diese Menschen, ein Übel am Leben der Landschaft, ein krankes Glied am Körper der Natur, und sie beengten in einem die Seelenbethätigung

Wie das zerrte und rumorte!

Und er hob das kranke Bein hoch und versuchte es zu strecken, ließ es aber gleich wieder nieder, zog es an sich und zuckte, dann dehnte er sich lang aus: seine Stirne war feucht und die Augen brannten müde.

Ischias! — Ja, das waren sie, diese Menschen, das war ihr böses Thun!

Sie schlichen sich meuchlings in die lebensfrischen Triebe und hemmten jede Geste der Seele. Und dabei schritten sie dahin aufgeblasen und feist vor Dünkel und Dummheit und trugen in Ermangelung ihrer Seelen die Zusammengehörigkeit ihrer Leiber zur Schau. Wie sich dies häßlich mit ansah und — — — —

Aber dies ging denn doch nicht mehr: dieser andauernde Schmerz! Wenn er ein wenig aussetzen wollte, eine Spanne Zeit nur, so daß er etwas schlafen könnte. Er war nun

schon so müde, so übermüde und der Kopf war ihm schwer geworden.

Und er stöhnte, dann warf er sich herum und drückte sein Gesicht fest ins Kissen. So schien ihm wohler. Er atmete tief auf — doch da kam es schon wieder, kam wieder mit wuchtiger Schwere.

Da biß er die Zähne aufeinander und mußte — lächeln.

Es war auf einmal eine Heiterkeit über ihn gekommen und er fing an zu pfeifen.

Wie das seltsam durch die Nacht schnitt. Die Lampe war schon klein gebrannt und allmählich ward es dunkler um ihn.

Er aber lag ruhig da mit leuchtenden Augen. Vor seinen Blicken stand der Sommer mit der Waldbank und dem Bache und den vielen Bäumen. Der Himmel hing durch die schimmernden Zweige. Sie saß neben ihm mit einer Handarbeit, er las in einem Buche und jedesmal, wenn sie auffahen, war ein Lied ihre Begegnung.

Oft war sie so fröhlich, wie die Morgensonne im Laube; da pfiß sie ihm vor: Märsche und Walzer und bekannte süße Weisen. Sie traf so gut; er lauschte andächtig und staunte, wie man so treffen konnte. Dann lachte sie wieder, und dies reine, junge Lachen drang durch die Bäume wie weißer Sommerflimmer und warf seinen Schimmer tief in seine Seele.

Oft sprach sie zu ihm mit besonderer Milde. Da zitterten seine Augen ihr entgegen, und er wußte sich vor Glück kaum zu fassen. Und wenn sie still neben ihm saß, schrieb er seine schönsten Lieder, denn er war zum Dichter geworden durch die Macht ihres Daseins. Er war ihr dankbar für alles, er freute sich ihrer Schönheit, wie die Blumen sich freuen der Sonne, und seine Seele erhielt von ihr Duft und Farbe — und er war ihr bedingungslos unterthan

Die Lampe war heruntergebrannt und durch die zurückgebauschten Vorhänge schob sich der Morgendämmer ins Zimmer.

Er lag zusammengekauert auf dem Sopha mit geschlossenen Lidern und müdem, bleichem Gesichte. Um die Lippen aber spielte ein Lächeln, das flatterte wie ein stummes Lied im Halbdunkel.

So schlief er.

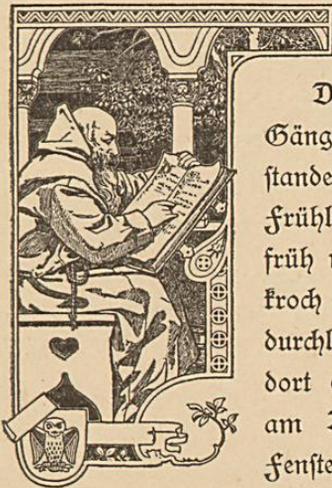
Draußen wob der Septembermorgen seine zitternde Wolken am Firmamente. Die standen bald vom aufsteigenden Lichte brandrot gerändert und warfen ihren Schimmer in die Krankenzstube, und rings ums Sopha floß es wie ein Hauch von Rosen.



TODE
Arabeske.



I.



Er bewohnte früher ein ganzes Stockwerk.

Da waren viele Zimmer und lange Gänge und geräumige Erker, die standen voller Blumen. Wenn der Frühling kam, tippte die Sonne schon früh morgens an die Scheiben, dann kroch sie langsam die Wände entlang, durchlief die Gänge, lagerte da und dort ein Weilchen und endlich, spät am Abend, tippte sie wieder ans Fenster und sagte mit leuchtenden Augen ihr Lebewohl.

Dann kam die Dämmerung.

Die ging durchs Haus wie eine stille Frau auf weichen Schuhen. Sie verschleierte alles, was ihr begegnete und nahm lautlos allen Lärm des Tages mit sich fort. Nachher hingen die Blumen wie viele Schatten, und die Stille wogte wie Atem durch die Dunkelheit.

Das war die Nacht.

Sie stand da wie ein großes einsames Geschöpf mit vielen tausend funkelnden Augen. Der dunkle weite Mantel verhüllte völlig ihre Gestalt, aber es ging ein Rauschen von ihr aus, und dieses Rauschen war wie ein Lied des Friedens. . . Er liebte diese Nacht. Er liebte sie mit ihren keuschen Farben, mit ihren unbestimmten Formen. Sie sang ihm das Lied des Lebens über die Dächer der Kleinstadt hinweg, und sie schuf Raum seinem Sinnen.

Im Hause lärmten die Kinder, und Frauenstimmen mengten sich dazwischen. Er stand einsam oben auf dem Dachföller und spähte hinaus in die Weite. Die Nacht lag da in erhabener Ruhe. Ihr Mantel flatterte glättend um Berg und Thal, und die tausend funkelnden Augen lachten ihm milde zu. Da schloß er enge Freundschaft mit ihr und erzählte ihr alles, was sein Herz in seinen Tiefen bewegte.

Sie horchte ihm leise zu; er aber sprach über die Liebe. — — —

Sie sei das einzige Wunder im Leben. Sie sei das unbegreifliche, ewig dunkle, das mit dem Licht der Schöpfung ins Dasein fiel. Ihr habe das Leben seinen Sinn entnommen. Alles lege Zeugnis davon ab: die Menschen, die Tiere und die Pflanzen. Alles Wachstum beruhe auf ihr, alle Bewegung und Ausbreitung: Leben und Tod. Sie sei eine Lohe, die zum Himmel steigt und nie ausbrennt; sie kriechen langsam wie eine Schnecke, und dann schnelle sie wieder dahin wie ein Wildbach nach einem Hochgewitter.

Sie breche sich Minen ins Herkommen, überspringe alle Schranken und höhle Sazungen aus wie das Wasser die Steine. Sie verwunde tödlich, bereite unsagbares Weh und säe wieder Schimmer auf allen ihren Wegen — lauter Schimmer. Sie sei wie ein brennender Strauch, der rieche nach Blut und Rosen: —

So sei die Liebel — — —

Er sprach wie im Rausche und seine Brust hob sich schneller. Die Nacht lauschte jedem seiner Worte, und ihr Atem strich liebkosend über sein Haar. Es war feucht vor Erregung.

Im Hause war aller Lärm verstummt. In den fenstern der letzte Lichtschein erloschen. Das Rauschen wurde lauter um ihn, und die Augen der Nacht funkelten näher.

Er erzählte leise weiter; seine Stimme zitterte dabei vor Milde. — — —

Er kenne ein Mädchen, das sei schlank wie eine junge Birke und licht wie ein Goldregenstrauch. In einer Winter- nacht trat es ihm in den Weg. Des andern Tags stand sein verdorrtes Herz in Blüte und es war ein Gemenge von Weh und Seligkeit. Da lief er mit weiten Augen umher und sprach mit fels und Blumen. — — — Das sei jetzt schon lange her. Aber er könne sich an alles noch so klar besinnen: Wie der Frühling einen seltsamen Glanz hatte, und der Sommer überaus prächtige Blumen. Und der Glanz des Frühlings hieß Cove, und die Blumen des Sommers nannte er ebenso.

Es war der Name des Mädchens und er empfand seinen Namen wie das Leuchten eines fernen Sterns.

Seitdem habe das Laub schon viermal gewechselt. Die Zeit habe Kummer und Freude über ihn ausgegossen in reichlichem Maße. Die Kleinstadt sei ihm erdrückend geworden. Es wäre aber auch zu widerlich das Treiben dieser Menschen, wenn man darüber nicht lächeln müßte. Sie gingen auf Klatsch aus im Schwarm und vereinzelt, über die Wege rauschend und emsig schnüffelnd wie die Bienen auf ihren Sammelzügen. Und brächten sie was nach Hause, würde selbes zu einem dicken Brei verarbeitet und in die engen Sackgassen ihres Geistes gestopft und damit gesunkert.

Auch an ihn seien sie herangetreten und hätten gebohrt und herumgeschnüffelt, um dann in sein Seelenleben hineinzufallen wie ein volles Faß in ein Blumenbeet.

Da wußte er erst, daß er liebte — tief liebte. Von da ab blieb sein Sinnen Tag und Nacht auf das Mädchen gerichtet, und er sprach öfters den Namen Tove und jedesmal mit zitterndem Erröten. . . .

Später griff man sie beide auf die niederste Weise an, und man that, was man konnte, um ihnen Schaden zu bringen. Von allen Seiten schleppten die guten Leute Material herbei aus den schmutzigsten Winkeln ihrer Engherzigkeit und errichteten Barrikaden turmhoch zwischen ihm und Tove, um die Neigung zwischen ihnen ja sicher brach zu legen, denn sie war gegen das Herkommen.

Da ward ihre Liebe groß und brausend wie ein Meer, und ihre Seelen wurden zu Barken; die schaukelten lustig darauf und hoben sich höher und höher und überragten bald alle Hindernisse. Und sie jubelten einander zu, denn sie selbst standen aufrecht in den Barken, und sie legten an einander an und küßten sich.

Unten aber lästerte die Menge und trat ihren Namen in den Kot und ihren Ruf. Doch waren es nur Neid und Ingrimm über die bessere Selbsthilfe zweier Menschen, die die Menge so handeln hießen. . . .

So stand es mit seiner Liebe.

Und er erzählte der Nacht noch viel von Toves Schönheit und Milde.

Dabei senkten sich langsam seine Lider und er fiel ermüdet in Schlummer. Da ward der Atem der Nacht leiser, und sie wob einen feinen Schleier um ihn und beugte sich schirmend über seine Träume. So hielt sie bei ihm Wache bis der Morgen graute. Er aber träumte von Tove, von Toves lichter Schlantheit und seinem Glück.

II.

Er bewohnte nun ein einfaches Zimmer in einer Stadt weiter droben im Norden. Sein Fenster geht in einen Garten mit vielen jungen Fichten. Da verweilen gerne seine Augen, und sie träumen dabei von den Fichten des Sommers

Es ist um ihn sehr stille geworden. Wohl selten gab es gute Nachricht von der Heimat. Die Freunde dort hatten sich alle von ihm zurückgezogen, einer nach dem andern. Manche hatten früher oft den Mund so voll genommen in Freundschaftskundgebungen für ihn, und ihre Ansichten deckten sich völlig mit den seinen. Das war nun vorbei.

Sie waren alle schiffbrüchig geworden mit ihrer Selbstständigkeit, und ihre Selbstanschauung ward kleiner und kleiner, bis sie sich verlor in der Meinung der Menge. Er weinte ihnen nicht nach. — — — —

Draußen lachte der Frühling. Die Finken jubelten und die Drosseln sangen voll Wohllaut. Sein Zimmer traf keine Sonne, aber in aller Frühe zog diese schon über die Berge und ließ überall blinkende Flecke. Da leuchteten die Schroffen wie Silber. Dann stieg sie sachte zu Thal, lief die Hänge hinunter, weiter und weiter, über die Dächer und Türme hinweg und kam endlich in den Garten vor seinem Fenster. Dort verbräunte sie golden das Gezweig der Bäume, und im Laube wurde das Gejubil der Vögel noch lauter. Da sah er tapfer hinaus in die Sonne und sog den Duft der Lenzfrühe ein mit vollen Lungen.

Seine Sehnsucht zitterte durch all den Schimmer hinauf in die Bläue. Was wohl der Tag brachte in seine Vereinsamung? — — — —

Sein Zimmer hatte ärmliche Einrichtung, und Koffer und Kisten lehnten verschlafen in den Ecken, als wären sie müde des vielen Reisens. Er fühlte sich müde mit ihnen.

Aber um seine Müdigkeit hing zuweilen ein seltsamer Glanz der lautesten Freude. Dann lag er langgestreckt auf dem Sopha und dachte an die Zukunft. Über ihn hin floß das Licht des Tages in leichten Schwingungen. Seine Lider waren halbgeschlossen, sein Herz träumte. So erwartete er die Dämmerung. Dann aber trieb es ihn hinaus ins freie. Sein Gang war wiegend und seine Augen standen voller Lieder. Unter seinen Schritten schien sich der Boden zu schwingen. Er nickte allen Bäumen zu und redete mit den Blumen am Wege

Und er sprach von einem schönen See zwischen hohen Bergen.

Am Strande sei lauter weißer Kies, und jeden Nachmittag gingen die Wellen so hoch; dies sähe sich an wie springende Roffe mit tiefenden Mähnen.

Eine weiße Villa stehe ganz nahe, und der Söller rage weit hinaus in den See. Da lehne an den Abenden eine schlanke Frau mit wunderweißem Gesichte. Neben ihr spiele ein kleines Mädchen mit einem lichten Engelsköpfchen. Und die Frau habe so selige Augen; ihr reiches blondes Haar schimmere in der scheidenden Sonne wie ein Goldbündel.

Und er nannte sie Tove — seine Tove. Dies war der Traum seiner Zukunft



EINE WINTERNACHT IM GEBIRGE.



Das Dorf Kastelruth liegt wie in einer Mulde am Fuße der Seiseralm. Wenn man es aber von Waidbruck her die Poststraße hinauf begeht, steht es plötzlich vor einem, hoch und frei gelegen mit freundlichen Häusern und dem gewaltigen Kirchturm mit der nilgrünen Kuppel, die sich weithin über Felder und Forst bemerkbar macht und einen gleichsam anzusprechen scheint wie der frohe Willkommenruß eines biederen Wirtes.

Zur Sommerszeit sind diese Gegenden an den Hängen der Seiseralm und des Schlerns von Einheimischen und Fremden sehr besucht. Besonders das herrlich gelegene Seis und das wilde, waldig vergitterte Bad Razes haben sich durch ihre Lage, durch ihr gutes Quellwasser und die klare, kräftige Luft als Sommerfrische einen guten Namen geschaffen. Es ist deshalb auch nicht leicht, zur Sommerszeit in der Nähe

dieser Ortschaften ein stilles, abgeschlossenes Plätzchen zu finden, wo man unbelästigt von Menschen weltfernen Träumereien mit Muße obliegen kann.

Nicht so aber im Winter.

Da ist es dort überall still und einsam. Die Erde deckt eine Schneekruste, deren oberste Schichte die Sonne untertags aufweicht. Sobald aber der Abend naht, eilen flirrende Schritte darüber hin, der Erdboden härtet sich wieder und ächzt dabei in spröden Tönen. Ab und zu hallen wohl auch Schläge von der Axt eines Holzfällers im Dämmer durch den Wald. Dazwischen sich verlierende Stimmen vom Dorfe her und von den einzelnen Gehöften. Dann wird es völlig stille. Das rasch hereinbrechende Dunkel lagert sich massig auf die Hänge rings. Der Tann steht schwarz empor wie ein Unhold, darunter der bleich leuchtende Grund. Oben aber über die Schlernschroffen hin bohrt sich plötzlich der Abendstern mit goldigem Gefunkel.

Da vernimmt ein feierlich aufhorchendes Ohr den Nachtgesang der betenden Bäume.

Seelenläuterung — — — — —

In einer so einsam feierlichen Winternacht verließ ich das Dorf Kastelruth. Ich war warm ausgerüstet, zog die Mütze über die Ohren und schlenderte, die Rodl auf dem Rücken, sinnend meiner Wege. Ich wollte über St. Michael hinüber nach Gröden.

Die Venus hing am Himmel grünlich funkelnd, und die waldigen Hänge der Alm standen schwerfällig da wie

massive Kolosse. Gegenüber in der Ferne zeigten sich die Berge in verblaßtem Lichte. Es war eine herrliche Winter-
nacht. Die erste Mondsichel war bereits hinter Pußlatsch
verschwunden und ein stilles Dunkel umflorte die Landschaft.
Über die Berge schienen zu leuchten. Der Schnee lag fest
und hart auf ihnen und die Geleise der Schlitten machten
sich überall fühlbar. Über die Felder hin doch zog sich
unberührt die weite, bleiche Decke, und Sträucher, Zäune und
Mauern sahen störend und unterbrechend daraus hervor.

Wie ich so dahinschritt ward mir allmählich heiß. Ich
lüftete die Mütze und knöpfte die Jacke auf — es ging sich
so leichter. Die Rodl zog ich an einer starken Schnur hinter
mir her. Je weiter ich kam, um so einsamer ward es
und stiller — um so weiter die Welt um mich — um so
heller die Nacht.

Wer nie gewandert ist einsam in stiller Winternacht
im Gebirge, bei funkelndem Himmel und leise klingenden
Schneefeldern, kann das Gefühl nicht kennen, das auf einen
einstürmt. Es ist wie ein Gefühl der Kraft, das hinaus-
strömt im Frieden der Atmung — es ist ein Gefühl der
Ahnung des Dunklen, des Ewigen, das einen umgiebt und
wofür man keine Worte findet — es ist das Gefühl der
Verwandtschaft mit der ganzen Natur, mit den Hecken und
Bäumen, mit dem Gestein und dem Getier.

Die Bäume schlafen und die Felder liegen tot, das
Gestein hängt halb verhüllt und die Tiere sind verkrochen.
Aber wenn die Seele sich regt, erwacht alles zum Leben,

und es geht ein Zusammenreden durch die einsame Stille der frierenden Winternacht: dann wohnt die Allmacht in der Menschenbrust.

Sternschnuppen fallen! Vereinzelte leuchtende Funken, die herabschießen und verschwinden im schwarzen Wipfelsaum der Forste — sekundenlange Feuerfäden, die plötzlich abreißen und verglimmen wie die Leidenschaft im Genuße. Und wieder kommt der Friede, etwas müde zwar und in langer Schleppe, die die Wehmut trägt. — — —

Nun begann der Weg zu steigen. Ich schritt rasch vorwärts, bog jedoch bald vom Wege ab und nahm die Richtung direkt hinauf zum Sattel. Die Kirche St. Michael blieb links liegen. Die Spitze des schlanken Kirchturms stieg gespenstlich in die Höhe und die weißen Mauern schienen zu schwingen. Das Dorf Kastelruth schimmerte weit in der ferne; auf der Höhe vor mir aber stand der Wald finster und schwer, fast zum Bangemachen. Etwas abseits davon ragte überm Schnee der Giebel einer Scheune und dicht daneben sah ein wenig das Wohnhaus hervor. Bald sah ich das ganze Gehöfte mit der eckigen Dachform sich deutlich vom weißen Grunde abheben. Dieser Anblick brachte mir plötzlich ein anderes Gehöft in Erinnerung, einen Ort mit dunkler That, der ähnlich gelegen war.

Es war drüben auf der Höhe zwischen Völs und Tiers, am Fuße des Tschiffons. Der Hof hieß zum Höller. Der Alte wollte durchaus nicht in den Ausstand gehen, das heißt, das Anwesen seinem Sohne überlassen. Dieser zählte

damals bereits einige dreißig Jahre. Er war ein rühriger Mensch mit straffem Flachshaar, gutmütigem Gesichte und etwas trägen Bewegungen. Sein Schatz war die Viehdirn vom Nachbarhof. Sie hatten sich schon lange das Heiraten versprochen und warteten seit Jahr und Tag darauf. Sie besaßen beide keinen Kreuzer Vermögen, doch sollte er das „Gütl“ seines Vaters übernehmen. Des Zuwartens müde, ging er endlich den Alten ernstlich darum an. Es kam zu einer Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn, die aussichtslos für diesen endete. Seitdem schlich er wie verstört umher; sein von Natur scheues und schweigsames Wesen hatte sich nun verdüstert. Und eines Tages hörte man einen Schuß in der Scheune und fand den jungen Höller mit durchschossenem Schädel im Heu liegen. Seine Liebste soll, als man ihr die That überbrachte, entsetzlich aufgeschrien haben. Zwei Tage später wurde der Selbstmörder im Kirchhof des Dorfes begraben. Der Arzt hatte erbliche Geistesgestörtheit konstatiert. In der Gegend aber redete sich das Gerücht herum, als hätte man den Toten nachts am Waldsaum unweit des Gehöftes verscharrt und das Begräbniß nur scheinweise abgehalten, um die Bauern nicht zu reizen. — — —

Das Auftauchen dieser Begebenheit erregte in mir etwas wie Scheu. Scheu vor der Einsamkeit — Scheu vor der Nacht — Scheu vor dem Walde, der nun unheimlich nahe vor mir stand und mich angähnte. Der Weg führte mitten durch. Das schwarze Gezweig versperrte die Helle

der Nacht. Es war wie ein Gewölbe, das über mir zusammengriff in verkrümmten Quadern, die oft leise kreischten und zitterten. Nun bog ich hinein, mitten hinein mit festen Schritten.

Wie die Bäume um mich standen, groß und knapp aneinander mit den feinen Fühlern der Zweige. Wie sie wuchsen und sich ausdehnten und mich einschlossen wie ein Gotteshaus von endlosen Dimensionen in rauschender Dunkelheit. Der Weg war holperig und von tief ausgefahrenen Geleisen durchzogen, ab und zu standen Steine hervor, über die ich stolperte. Wenn ich dabei einen Baum streifte, ging ein Rascheln durch Stamm und Zweige, und feiner, körniger Schnee sprühte auf mich nieder. Es schien mir, als würde es immer dunkler — immer mehr Wald um mich. Der Boden trug eine hell schillernde Färbung und die Bäume nahmen so seltsame Formen an. Oft glaubte ich, Menschen zwischen ihnen stehen zu sehen, dann sah ich Arme sich bewegen, und wieder war es, als ob eine Frage mich angrinste. Ich schritt stets tapfer auf alles los, die Rodl in der Faust wie zum Schlage. Doch da war es ein herunter hängender Ast — eine vorstehende Hecke — ein Stangenbündel an einen Felsblock gelehnt. —

O, Verwirrung der Sinne! —

Meine Stirne war feucht geworden. Ich verlangsamte meinen Gang und versuchte, vor mich hin zu pfeifen. Es ließ sich nicht gut an, ich kam mir zu müde vor. Das Geräusch meiner Schritte klang dumpf durch den Wald;

manchmal mengte sich dazwischen der frazend schreiende Ton meiner schwerbeschlagenen Schuhe. Eine eintönige Dunkelheit brütete um mich; die Zweige der Bäume verstatteten keinen Ausblick, nur zuweilen sah ich über mir das helle Gefunkel der Sterne.

Aber nun kam etwas näher — eine Gangart — das Stapfen von Füßen — das Geräusch von Schritten im Schnee. Es kam die Höhe herunter mir entgegen. Unbestimmt sah ich bald eine Gestalt sich ablösen von den schwarzen Umrissen der Bäume. Ein eisenbeschlagener Stoß schlug an die Steine auf dem Wege. Ich erkannte deutlich die Tonart. Wer es nur sein mochte um diese Stunde!? —

Ich machte rasch einige lärmende Schritte und nun standen wir uns gegenüber: „Guten Morgen!“

Fast erschreckt und überlaut klang der gegenseitige Gruß. Doch erkannten wir uns bald als harmlose Individuen und lächelten einander zu. Es war ein Bauer aus Pustz, hoch bepackt, der noch zum Frühzug nach Waidbruck wollte. Da mußte er ordentlich ausgreifen mit seiner Last auf dem Rücken. Ich aber hatte nun die Höhe. Der Wald lichtete sich und gab die Aussicht frei auf einen Teil der Grödener Dolomiten. Noch eine kleine Strecke ebener Weg, dann ging es thalabwärts. Da leistete mir die Rodl gute Dienste: ich konnte den größten Teil des Weges abfahren. Bald sah ich mich am Ausgange des letzten Waldes.

Gröden lag vor mir im ersten Morgendämmer. Die kleinen weißen Häuser standen verstreut bis hinunter zur Thalsohle. Weiter oben im Thale die dunkle Kuppel von St. Ulrich, umringt von stattlichen Gebäuden. Darüber hinaus das lange, bleiche Thal im Silberfranz der Berge. Und das letzte Gefunkel des Morgensternes.



EIN HERBSTABEND
IM WIENER STADTPARK.



Es ist gegen Mitte November. Die Tage sind sonnig und heiter, und die Luft ist für diese Zeit fast zu mild.

Im Stadtpark wandeln viele Menschen, die sich die schönen Spätherbsttage zunutze machen und die letzten Sonnenstrahlen einer sterbenden Jahreszeit mit Behagen einschlürfen.

Der Park macht einen bunten Eindruck. Die meisten Bäume sind kahl, nur einige Birken und Pappeln tragen

noch ihr vergilbtes Laub, das nun in der Abendsonne rotgoldig schimmert. Dazwischen wieder das dunkle Grün vereinzelter Fichten, das ernst und kräftig absieht von dem hellgefleckten Laub und dem Ästegerippe der Bäume.

Die Trauerweiden am Teiche aber stehen da wie weinende Frauen und hängen lange und weich ihr Laub haar, gleichsam als verhüllten sie damit ihr thränenfeuchtes Gesicht, in tiefer Trauer um den verlorenen Geliebten.

Der Rasen ist frisch gebürstet und sein fast leuchtendes Grün weist nur wenig verstreute Blätterflocken auf, die sich von weitem ausnehmen wie goldene Punkte.

Es naht der Abend.

Die Sonne ist untergegangen, und die Luft wird rauher. Die ersten Häuser hinter den Bäumen zeigen goldfunkelnde Fensterscheiben, darin sich das Abendrot spiegelt. Auf den Kieswegen sind nur mehr vereinzelte Spaziergänger.

Graue Lichter senken sich nieder und legen sich als Schatten über den Teich, dessen Spiegel sich leise kräuselt wie von heimlichen Schwingungen. Es scheint etwas Unsichtbares hin- und herzuschreiten auf sammetweichen Sohlen, verklärend — reinigend — alles Laute von sich drängend; und immer dunkler wird es und stiller.

Ein Mann in hellem Kittel schreitet an mir vorbei. Laternen blitzen da und dort auf und flimmern durchs Laub und spiegeln sich im Teiche. Und wieder Stille . . .

Draußen den Ring entlang verhallendes Wagengerassel und Getrabe der Pferde. Menschenlärm und lautes Gewoge, das sich immer mehr entfernt, als breite das Dunkel einen dichten Mantel darüber.

Alle Farben erblaffen, alle Töne verlieren ihre Stimme, aber der Ton der Nacht steigt an zu geheimem Geflüster.

Die Bäume wachsen empor zu einer Mauer, fest und hoch, und ragen hinauf in den Himmel. Der Park weitet sich und dehnt sich aus, und der Teich wird groß und mächtig.

tig, seine glatte Fläche fängt an zu blitzen. Das Rohr orgelt am Ufer.

Es ist ein neues Reich erstanden.

Die Pappeln schwingen rauschend ihre alten hageren Leiber und strecken sich, denn sie sind die Wächter. Aber die Nacht ist die Königin. Und ich habe um sie gefreit und mich eingesponnen in ihre Reize — ich bin ein König.

Ganz Wien liegt abseits — liegt vergessen. — Das große — stolze Wien . . .

* * *

Stille. Von der dunklen Weite nieder funkeln die Sterne.

Der Park scheint zu schlafen wie ein müder Mensch nach anstrengendem Tagewerk. Sein Atem weht in breiten, leisen Schwingungen über den Teich. Die Kieswege sehen aus wie helle neblige Streifen, die in seltsamen Schnörkelungen sich ins Dunkel verlieren. Ab und zu in den Büschen lautes Geraschel wie von schläfrig täppischen flügelschlägen.

Durch finsternes, zerrissenes Zweigwerk schimmern die weißen Steinbilder berühmter Wiener.

* * *

Seltsame, rauschende Stille.

Das Schweigen der Nacht scheint ein Gemenge von geheimnisvollen Tönen. Ein bleicher Silberglanz liegt über dem Teiche. Die stille Flut ertrinkt in ihm. Die Büsche am Ufer reden einander zu mit gedämpfter Stimme. Ein

frösteln geht Hand in Hand mit einem weißen Schimmer auf den Zehen durch den Park, und plötzlich kommt alles in Bewegung.

Der Nachtwind rauscht daher, daß die Pappeln schwingen. Die Wellen des Teiches kräuseln sich, und aus dem Dickicht der Büsche gucken halberschreckt schläfrige Vögel. Die Birken leuchten; ihre Blätter klirren wie Glasperlen. Die Trauerweiden streichen ihr langes Haar zurück und zeigen lauter schmale, blasse Gesichter. Die Steinbilder beginnen sich zu rühren.

Maßart tritt aus seiner Pose, steigt das Postament herunter und geht, heftig gestikulierend, mit Pinsel und Palette zum Teiche. Auch Schindler erhebt sich und sieht zu, was sein Kollega macht; dann schaut er auf seinen Steinthron zurück und kann nicht verstehen, wie er dazu gekommen ist. Dem alten würdigen Bruckner hilft sein Genius vom hohen Sockel herunter und geleitet ihn vorsichtig dem Teiche zu, der weit und groß wie ein Meer von nächtlichem Schimmer daliegt.

Maßart malt bereits auf die glatte, schillernde Wasserfläche seine zündenden Gestalten; halbnackte Frauen mit üppigen Brüsten und Hüften in den Farben des herbstlichen Laubes mit der sinnlichen Reife der Früchte. Schindler bemüht sich, mit Staffage zu dienen, und versucht, Maßarts blendenden Figuren stimmungsvolle Landschaften unterzuschieben. Der alte Bruckner sieht anfangs fast zage zu, bis ihn sein Genius aufrüttelt, und da läßt er seine tiefsten

Symphonien ertönen, die gewaltig dahinstürmen und das heitere Sinnenvolk Makarts samt den stimmungsvollen Staffagen manchmal wie mit Sturzwellen zu bedecken scheinen. Da ...

Zwei Gestalten huschen vorüber: ein verspätetes Liebespaar.

Die Halluzination ist zu Ende.

Der Park ist einsam und dunkel bis auf die Laternenlichter. Die Bäume stehen schwarz und still da und ragen mit den Ästen in die Nacht empor. Der Teich schläft. Aus den Laubnischen und durch zerschliffene Fichtenzweige aber leuchten die weißen Steinbilder wie zuvor.

* * *

Sternenhimmel und Einsamkeit.

Ich sitze noch immer auf der Bank am Teiche. Hinter mir streckt eine Fichte ihre Zweige. Der Duft schiebt sich bis zu mir heran und erinnert mich an die Heimat, an den großen Weiher dort mit den vielen Binsen, den Seerosen, dem dichten Röhricht und — den Wildenten. Rings standen lauter Fichten und darüber hin hing eine Riesenschwand: der Schlern. Da war ich als Kind, als Knabe und als Mann; da hab' ich gelebt und gelitten — und geliebt. Vergangene Zeiten von Weh und Seligkeit und großer Leidenschaft ... Nun ist vieles vorüber! Aber die Heimat ist schön ... die Heimat bleibt herrlich ...

Da, hart am Wasserrand, bewegt sich etwas rasch vorwärts. Es kommt heran, läuft den Rasen herauf — mir zu — eine Rattel! — Wie sie mich wittert, macht sie schnell Kehrt und eilt den Weg zurück, den sie gekommen.

Ein gelbes Rohrbüschel vor mir ächzt im Nachtwinde.
Das ist alles!

Der Teich liegt ruhig, mit leicht sich kräuselnder Fläche, drin sich die Laternen und Bäume spiegeln. Alles sieht sich verkehrt. Ein eigener Gleichmut scheint über das ganze Bild ausgegossen, das da vor einem im Wasserspiegel zittert.

Neben und hinter mir aber stehen die Bäume müde und düster, und der Atem der Nacht rauscht seltsam wehmütig über die Erde hin . . .



